



Flagge zeigen Die Schilder sind auf Demos ein Hingucker

# »Wir Omas haben die Pflicht, uns gegen den Mob zu stellen«

TEXT MEIKE DINKLAGE

Ernsthaft ja, verbissen nein: So demonstrieren in Deutschland immer mehr Frauen zwischen Ende 50 und Mitte 70 gegen Rassismus. Wer sind diese „Omas gegen rechts“?

**A**nfang September, „Seebrücken-demo“ in Hamburg. 12 000 Menschen protestieren für die Rettung von Geflüchteten aus Seenot. Aus dem Bannermeer ragen ein paar schlichte Schilder heraus – schwarze Schrift auf weißem Grund, mehr Visitenkarte als Forderung: Omas gegen rechts.

Die Omas, das sind Frauen in ihren 60ern, frühen 70ern, bunte Schals, große Ketten, Motto-T-Shirts. Ein bisschen Protest-Nostalgie umweht sie, man kann sie sich gut auf den frühen Ostermärschen, weniger gut an die Schienen in Gorleben gekettet vorstellen. Demonstranten wie Passanten gucken zu ihnen hinüber, lächeln. „Wie süß“, sagt eine Endzwanzigerin zu ihrer Freundin und nickt ihnen zu. „Oma“, das Wort hat Wirkung. Es klingt nach Apfelkuchen mit Zimt. Aber die Omas, um die es hier geht, backen keine Torten und haben auch nicht alle Enkel. Sie zeigen klare Kante, sie wollen das Land gegen Rassismus verteidigen. Oma, das ist nur ihre Marke. Warnen, widerständig sein, das ist ihr Anliegen. „Ich möchte nicht, dass meine Enkel mich mal fragen: Warum habt ihr nichts getan, als ihr noch konntet“, sagt Dörte Schnell, 63, die im Zug mitmarschiert.

Wo immer sich Protest regt, da sind jetzt auch die Omas. Ende Mai liefen sie bei einer bunten Anti-AfD-Demo in Berlin mit. Mitte August hielten sie ihre Schilder bei einem Rudolf-Heß-Gedenkmarsch der NPD hoch. Im September standen sie vor der sächsischen Landesvertretung und protestierten gegen rechte Hetze. In Hamburg, wo es die Gruppe seit Januar gibt, sind die Omas jeden Monat auf der Straße, „#wirsindmehr“, „Seebrücke“, Gegendemos zu den „Merkel muss weg“-Kundgebungen. Fast ein Dutzend Gruppen mit rund 850 aktiven Mitglieder gibt es bereits in Deutschland, Tendenz wachsend. Sie organisieren sich über Facebook, WhatsApp, Mail.

Die Idee kommt aus Österreich, dort formierten sich die Omas Ende 2017 mit Pussy Hats und Protestlied („Omas, Omas, braucht das ganze Land, wir kämpfen für die Kinder und machen Widerstand!“) als Reaktion auf die Regierungsbeteiligung der rechtspopulistischen FPÖ. „Aber wir wollen nicht warten, bis die Rechten auch bei uns mit an der Regierung sind, wir tun vorher was“, sagt Karla, 66, Mathematikerin und eine von etwa 90 aktiven Hamburger Omas. Wie einige ihrer Mitstreiterinnen möchte sie nicht mit vollem Namen zitiert werden – es ist ihnen angesichts derer, gegen die sie Stellung beziehen, zu heikel.

Viele Frauen sind dabei, die lange nicht politisch aktiv waren – weil sie nicht wussten wo, weil ihnen die Zeit fehlte, weil sie zweifelten, ob man ihre Stimme noch hören will, weil Protest heute oft jung und inszeniert ist. „Wir brechen das Klischee,

**Die „Omas gegen rechts“** wurden Ende 2017 in Wien gegründet, zunächst als geschlossene Facebook-Gruppe. Mit ihren Mützen und Songs machten sie schnell auf sich aufmerksam, internationale Medien berichteten über die wehrhaften „Grannies“. Inzwischen gibt es auch in fast allen großen Städten Deutschlands Gruppen. Sie organisieren sich vor allem über soziale Medien (bei Facebook: Omas gegen rechts).



## FRAUEN, DIE BEWEGEN

Carla Del Ponte, Helma Sick, Erika Pluhar, die Gewinnerin der Aktion „Mensch 60+“: alle in der neuen BRIGITTE WIR, jetzt am Kiosk.

dass man ältere Frauen nicht mehr ernst zu nehmen braucht“, sagt Sabine, 64 und Sozialpädagogin. „Die Jungen sind von uns meist ganz begeistert, und den Älteren zeigen wir eine Perspektive. Wir sind ältere Frauen, ja, aber wir haben eine Entwicklung hinter uns, wir wissen, wovon wir reden.“ Dafür steht das Wort Oma: „Für eine Haltung, die unsere Lebensgeschichte einschließt.“

**Karla sagt, sie habe seit dem Erstarken der Rechten** wieder das dringende Gefühl, was tun zu wollen. „Bei anderen Organisationen hatte ich immer auch ein kleines Misstrauen, bei den Omas nicht“, sagt sie. „Die Omas sind gut, weil sie nicht so verbissen sind. Und sie sind ein echter Zusammenschluss, bei uns geht alles Hand in Hand.“

Man spürt ihr Interesse auch aneinander, wenn man sich mit einigen der Omas in ihrer Stammkneipe am Hamburger Hauptbahnhof trifft, die eng ist und laut, aber mittendrin. Hier haben sie sich ihre Statuten gegeben, deren Kern es ist, „Widerstand gegen jede Form von Ausgrenzung“ zu organisieren und „soziale Standards“ zu verteidigen, die „von Eltern und Großeltern erkämpft wurden“. So steht es auf ihren Flyern, unter dem Motto: „Eine Generation und eine Haltung“. Gerade organisieren sie ihren Auftritt bei einer Anti-Rassismus-Parade, sie wollen mit zwei geschmückten Autos fahren („damit die Omas, die nicht mehr gut zu Fuß sind, auch mal fahren können“), die Playlist für die Fahrt steht schon. Ina Hoffmann, 62, Erzieherin, zeigt sie auf ihrem Handy, Lennon und BAP und alte Kampflieder, „Bella Ciao“, die Hymne der italienischen Partisanen, „aber nicht in der Disco-Fassung“, sagt Karla und alle lachen.

Auf Facebook posten sie ihre Botschaften, „Wir Omas haben die Pflicht, uns gegen den Mob zu stellen“, und die Fotos ihres Protests. Die AfD, sagt Sabine, reagiere „hochaggressiv“ auf sie, „weil wir ihr Klischee nicht bedienen“. Sie poste ihrerseits „Oma“-Schilder, versehen mit Kommentaren, in denen es um impotente Opas und andere Beleidigungen gehe. „Für die sind wir eine Provokation“, sagt Ina. Als sie 2016 in Dresden gegen Pegida protestieren wollte, wies ihr die Polizei, die die Demonstranten voneinander trennte, ganz selbstverständlich den Weg in die Pegida-Gruppe. „Als ich gesagt habe, ich gehöre auf die andere Seite, haben die jungen Leute alle geklatscht.“

„Sind die alle aus demselben Seniorenheim?“, solche Sprüche hören die Omas immer wieder. Es ist ihnen egal. „Erst mal geht es darum, sichtbar zu sein“, sagt Ina. Als die Generation, die noch ahnt, was es bedeutet, wenn die Rechten weiter Fuß fassen. „Es wird Angst geschürt, Diskriminierung ist wieder salonfähig“, sagt Ina. „Es ist jetzt wie 1928. Und es soll nicht ’33 werden.“